Zeitschrift: Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum
Herausgeber: Forum Helveticum
Band: 12 (2003)

Artikel: Zur Erfahrung des Nationalen : Bericht eines Novizen
Autor: Heller, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-832979

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZUR ERFAHRUNG DES NATIONALEN: BERICHT EINES NOVIZEN

Martin Heller

Die Expo.02 ist vorbei. Was bleibt, sind Bilder, Geschichten und Erinnerungen. Und es bleiben Fragen: Hat sich der Aufwand gelohnt? Hat die Landesausstellung die Erwartungen erfüllt, die in sie gesetzt wurden? Ist bereits jetzt jene Nachhaltigkeit spürbar, die von der Expo selbst zu ihrem vornehmsten Ziel erklärt wurde?

Es geht also darum, zu lesen und zu verstehen, was war. Solche Lektüre kann nur ein Versuch sein. Das Ganze ist definitiv nicht zu haben. Aber es lassen sich Teilaspekte, Einzelinteressen, Wirkungsmomente diskutieren, anhand von Vermutungen oder Sondierbohrungen. Anders lässt sich die Wirkung eines derart komplexen Phänomens wie der Landesausstellung nicht fassen. Denn auch diese Wirkung ist äusserst komplex. Allein schon der Zeitpunkt, an dem – rückblickend – nach der Wirkung gefragt wird, eröffnet unberechenbare Spielräume. Und ebenso erweist bereits die Frage, wie und woran eine bestimmte Wirkung zu bemessen sei, die zwangsläufige Bandbreite möglicher Antworten.

All diese Bedenklichkeit soll aber nicht daran hindern, die Expo zu lesen. Im Gegenteil: Sie will dazu ermuntern, qualifizierte Spekulation zu betreiben, wenn schon keine Objektivität zu erreichen ist.

Aus diesem Grund versuche ich, meine Überlegungen zur Frage, ob und in welcher Form die Expo.02 zum nationalen Zusammenhalt beigetragen hat, auf eine Reihe eigener Erfahrungen abzustützen. Vier Jahre lang habe ich in und an diesem Projekt gearbeitet. Eine Vielzahl von Überraschungen ist damit verbunden, von Einblicken in für mich neue Zusammenhänge, von Erkenntnissen insbesondere auch nationaler Mechanismen. Diese Konkretionen möchte ich nutzen, um das ebenso selbstverständliche wie schwierige Thema zu veranschaulichen.

Warum die Selbstverständlichkeit? Bereits die Tradition der Schweizer Landesausstellungen beinhaltet als Kern ihrer Legitimation den Anspruch, diese Manifestationen sollten den nationalen Zusammenhalt fördern. Ein entsprechen-

der Auftrag ist in mehr oder weniger expliziter Form allen bisherigen sechs Ausstellungen erteilt worden. Denn offenbar trifft er einen zentralen Punkt der Schweiz als Staatswesen überhaupt. Der Zusammenhalt muss gefördert werden, weil Differenzen bestehen, und weil das «Nationale» im politischen Alltag unseres Landes permanent gefährdet ist.

Innerhalb der politischen Argumentation wird diese Gefährdung positiv besetzt und zumindest rhetorisch überwunden durch den Begriff der Willensnation.

Was heisst das? Nur ein gemeinsamer, eben: nationaler Wille hält die tradiert viersprachige, von unterschiedlichen Kulturen geprägte Schweiz zusammen. Und dieser Wille, der immer wieder Gefahr läuft, zu erlahmen, muss permanent aktiviert werden. Geschieht das nicht, so droht die Entfremdung der einzelnen Landesteile zueinander, ihr Auseinanderleben, letztlich der Zusammenbruch des Staatgefüges Schweiz.

Soweit die vertraute ideologische Sonntagspredigt. Die Schwierigkeit dabei ist einzig, dass wir unser Werktag-Leben längst anders eingerichtet haben. Ausserhalb der politischen Welt und der politischen Apparate hat ein Begriff wie «Willensnation» längst jede Attraktivität verloren.

Das gilt auch für mich. Genauer: Für meinen Entscheid, zu einem ausserordentlich schwierigen Zeitpunkt die künstlerische Leitung der Expo.02 zu übernehmen, waren nicht die Begriffe der Politikerinnen und Politiker entscheidend. Staatsbürgerliche Pflichterfüllung lag mir als Selbstmotivation fern. Mich haben andere, profanere Dinge angezogen: Die Lust am Machen, die Lust an Bildern, die Lust am Risiko, und auch am Katastrophischen. Dazu kam, allerdings unterschwellig, die Gewissheit, dass die Schweizer Bevölkerung dem Vorhaben einer Landesausstellung grundsätzlich positiv gegenübersteht.

Erste Erfahrung

Heute ist alles anders. Heute rede ich, schamlos im besten Sinne, aber nie pathetisch, von der Willensnation, selbst von Heimat und Patriotismus, von Identität. Politische Fragen interessieren mich als Ausdruck sozialer wie auch kultureller Machtverhältnisse und Spielregeln. Überdies bin ich, ein künstlerisch fundierter Intellektueller aus der Deutschschweiz, erstmals in meinem

Leben in einen nationalen Rahmen gestellt. Was bedeutet, dass mich das Stichwort «Multikulturalität» mittlerweile eher an das tradierte Kulturgefüge der Schweiz denken lässt – und zwar mit Wärme – als wie bisher an das Zürcher Langstrassenquartier.

Warum diese Veränderungen? Die Expo.02 hat zwei Dinge geschafft. Sie hat zum einen die politische Kategorie des Nationalen auch in skeptischen Kreisen rehabilitiert, ohne dass daraus Nationalismus entstanden wäre. Im Gegenteil – das Phänomen des «Patriotismus light», das der Zürcher Soziologe Kurt Imhof noch während der Expo diagnostiziert hat, macht ein entkrampftes Heimatgefühl beinahe zum Trend. Die Landesausstellung hat aber auch, zum andern, die Beschränktheit einer kulturellen Situation aufgezeigt, in der etwa das Museum für Gestaltung Zürich, das ich vor meiner Expo-Zeit leitete, eher mit Wien, Washington oder Berlin kooperierte als mit Genf und Lausanne. Oder anders herum: Der nationale Rahmen, den die Expo erforderte, hat sich für ein breites Publikum als gerade kulturell innovativ und verführerisch erwiesen.

Natürlich bin ich mir bewusst, dass das, was sich für mich als Entdeckung beschreiben lässt, für andere längst ein gewohnter Lebens- und Denkraum ist. Dennoch sind, glaube ich, zusammen mit mir viele – und insbesondere auch viele jüngere Menschen – erstmals auf die nationale Welt gekommen. Und haben wahrgenommen, dass die Schweiz als Ressource, beispielsweise im Kontext der allgegenwärtigen Globalisierungsthematik, ein gesteigertes Interesse lohnt.

Zweite Erfahrung

Die Expo.02 hat die Thematik der binnenschweizerischen kulturellen Differenzen massiv unterschätzt. Das heisst: Wir alle haben sie unterschätzt – etwelche Gedankenlosigkeiten zeugen davon. Erst vergleichsweise spät haben wir gemerkt, woraus die Gefährdung der Willensnation wirklich gestrickt ist. Diese mangelnde Sensibilisierung zeitigte Folgen; die nationale Strahlkraft der Expo.02 war weniger homogen als sie hätte sein können.

Das Beispiel des Kantons Tessin spricht für sich. Gekränkt durch die Nicht-Berücksichtigung des einstigen Konkurrenzprojekts zur Landesausstellung im Drei-Seen-Land, das nebst Standorten am Bodensee und am Lac Léman auch

einen Ausstellungsteil am Lago Maggiore vorsah, ging der Tessin zur Expo.02 auf Distanz. Jeder Versuch der Expo-Leitung, die Beziehungspflege zu intensivieren, griff zu kurz. Der Aufwand, der nötig gewesen wäre, um die realen und symbolischen Zurückstellungen zu kompensieren, war in der zur Verfügung stehenden Zeit nicht mehr zu leisten. Erst im Umfeld des leider erst gegen Ende der Expo stattfindenden Tessiner Kantonaltags kam eine Annäherung zustande.

Was die Romandie betrifft, so ist mir im Laufe meiner Expo-Tätigkeit in aller Deutlichkeit klar geworden, wie sehr ihre Wahrnehmung der Expo sich von jener der Deutschschweiz unterschied. Auch hier vermengten sich Reaktionen, die den tatsächlichen Schwierigkeiten einer nationalen Minorität geschuldet waren, mit einer symbolischen Selbstbehauptung.

Das Resultat: Eine unterschiedliche Sicht der Expo.02 aus Westen und aus Osten, die sie – so meine Einschätzung – einer jeweils deutlich anders strukturierten politischen, sozialen und medialen Öffentlichkeit verdankte, aber auch völlig unterschiedlichen kulturellen Referenzsystemen. Erschwerend kam dazu, dass die wirtschaftliche Inferiorität der Romandie sowie, im Falle von Genf, eine bewusste Verweigerung, insgesamt nur bescheidene wirtschaftliche Investitionen aus diesem Landesteil zuliessen. Bemerkenswerterweise waren unterschiedliche Wahrnehmungsmuster nicht nur ausserhalb, sondern auch innerhalb der Expo zu beobachten. Eine Reihe interner Konflikte um Konzept- oder auch Führungsfragen verlief entlang eines mentalen «Röstigrabens». Das ist angesichts der kulturellen Gesamtsituation der Schweiz keineswegs verwunderlich. Es hätte sich jedoch gelohnt, aufgrund des öffentlichen Drucks auf die Expo und anderer schwieriger Rahmenbedingungen rechtzeitig in die interkulturelle Kompetenz sämtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu investieren, im Sinne fokussierter Weiterbildung. Dazu war die Zeit nicht reif – der Mythos der fast schon göttlich garantierten freundeidgenössischen Toleranz hat uns daran gehindert, die Probleme dort zu sehen, wo sie sich zeigten.

Und ein letztes: Vielleicht hat uns die Problematik der binnenschweizerischen Kulturdifferenzen auch deshalb überrascht, weil die Expo das Schweizerische gerade nicht über den bewährten Apparat an politischen Symbolen thematisiert hat. Gewählt wurde ein gleichsam individualistischer Ansatz: «Heimat» als Summe aller Einzelner, und nicht als metaphysische Dunstglocke. Damit traf die Landesausstellung die Wirklichkeit und den Nerv unserer Zeit – in jeder, also auch in unerwarteter Hinsicht.

Dritte Erfahrung

Hauptindikator für die Schwierigkeiten der Expo.02, mit binnenkulturellen Differenzen effizient umzugehen, war die Sprachproblematik. Die offizielle Viersprachigkeit reduzierte sich in der gesprochenen Expo-Normalität auf eine Koexistenz von Deutsch und Französisch. Leitend war dabei das Ideal, bei der Arbeit selbst die jeweils eigene Sprache zu verwenden und wichtige Dokumente zweisprachig zu edieren. Der Gebrauch von Englisch als Verkehrssprache sollte nach Möglichkeit vermieden werden.

Letztlich war diese Konzeption der Versuch, jene Gepflogenheiten zu adaptieren, die in der bundesbernischen Administration zur Anwendung kommen. Anspruch und Wirklichkeit fanden jedoch nur selten zusammen.

Bei der Anstellung von qualifizierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern etwa hat sich gezeigt, dass auf dem Deutschschweizer Markt das Kriterium einer zumindest passiven Zweisprachigkeit durchgesetzt werden konnte, während in der Romandie zunehmend Ausnahmen gemacht wurden bzw. gemacht werden mussten. Dabei mag auch der Wechsel von der perfekt zweisprachigen Jacqueline Fendt zu Nelly Wenger, die Deutsch weder verstand noch sprach, mitgespielt haben – als Signal gleichsam für eine andere Pragmatik.

Tatsache war, dass die Verkehrssprache der Expo mehr und mehr das Französische wurde, sobald welsche Gesprächsteilnehmer anwesend waren. Die Französischkenntnisse vieler Deutschschweizer haben sich denn auch an der Expo massiv verbessert; umgekehrte Wirkungen waren kaum zu beobachten. Das seltsame bis entwürdigende Gefühl, mit einer Kartoffel im Mund zu sprechen, blieb den meisten Romands erspart.

Natürlich ist eine derartige Konstellation – die Expo hat es gezeigt – lebbar. Aber sie schaffte Probleme. Insbesondere auch deshalb, weil sie intern kaum thematisiert wurde. Und es hat sich gezeigt, dass die Verständigung überall dort, wo es um mehr ging als projekttechnische Inhalte, massiv beeinträchtigt war. Für ständige Simultanübersetzungen fehlten sowohl Zeit als auch Geld. Also kristallisierte sich, nach innen wie nach aussen, eine gleichsam landesteilspezifische Kommunikation heraus, die wenig dazu beitrug, Vorurteile abzubauen. Den Plot dazu lieferten, in gängig helvetischer Manier, das notorisch schlechte Gewissen der Deutschschweizer Mehrheit im Verbund mit den längst eingeübten Opferreflexen der französischsprachigen Minderheit.

In manchen Ausstellungsprojekten der Expo hat sich darüber hinaus gezeigt, dass die jüngere Generation zwischen Deutsch und Welsch sich in zunehmendem Masse auf Englisch verständigt. Oder besser: Verständigen muss – also auch dann, wenn die Englischkenntnisse offenkundig nur rudimentär sind. Ich bin davon überzeugt, dass diese Situation zum Normalfall werden wird – staatspolitische Bedenklichkeiten hin oder her. Offenbar hat die Anziehungskraft der jeweils anderen Landessprache bei den Jugendlichen derart abgenommen, dass essentielle Lernreize entfallen. Oder um den Slang der nationalen Hoffnungsträger aufzunehmen: Was nicht geil ist, hat keine Überlebenschance.

Das bringt die offizielle Schweizer Sprachenpolitik natürlich in massive Schwierigkeiten. Was ist vorzukehren angesichts der Tatsache, dass die liebgewordene Doktrin einer an der mehrsprachigen Schweiz ausgerichteten Zweisprachigkeit nicht mehr zu halten ist?

Zwei Aspekte scheinen mir im Vordergrund zu stehen. Zum einen: Idealerweise müsste das Ziel mit allem Nachdruck korrigiert werden. Im Hinblick darauf, dass möglichst viele Schweizerinnen und Schweizer möglichst perfekt dreisprachig würden – nebst der eigenen Muttersprache mit einer anderen Landessprache sowie Englisch. Eine derartige Kompetenz würde nicht nur die Verständigungschancen im Landesinnern erhöhen, sondern auch die internationale Wettbewerbsfähigkeit. Zum andern – und damit zusammenhängend – wären einige alte sprachföderalistische Zöpfe abzuschneiden.

Was das politisch bedeutet, erleben wir etwa in den Polemiken um die Einführung des Frühenglisch. Dabei müsste es doch, positiv, darum gehen, das Englische als neuen, produktiven Vektor aufzunehmen und in eine eidgenössische Sprachpolitik einzubauen, die auch unter aktuellen Vorzeichen gemeinschaftsfähig ist. Dass der Schriftsteller Daniel de Roulet, neuer Verbandspräsident der literarischen Autorinnen und Autoren der Schweiz, vor kurzem in der *Neuen Zürcher Zeitung* ankündigte, sein Vorstand werde sich untereinander in absehbarer Zeit auf Englisch verständigen müssen, dürfte Signal genug sein.

Vierte Erfahrung

Die Expo.02 war mehr als nur ein schwieriges, komplexes Projekt. Sie war eine riesige Projektionsfläche für alte Rechnungen, neue Fehden, falsche Vorwürfe, überspannte Heilserwartungen, schwelende Konflikte, Visionen, Sau-

glattismen, und für Kraftmeiereien jeglicher Art. Aufs Ganze gesehen erwies sich die Landesausstellung als das, was die Gesellschaftswissenschaft einst ein «fait social total» nannte: Ein Phänomen, dessen Wirkungen und Wahrnehmungen nahezu alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens erreichen.

Das liegt im Falle der Expo.02 darin begründet, dass eine Landesausstellung definitionsgemäss allen gehört, die dieses Land ausmachen. Für unsere Lektüre dessen, was war, heisst dies wiederum, dass die Projektionen, in welcher Verzerrung auch immer, ebenso interessant sind und ebenso aufmerksam gelesen werden müssen wie scheinbar objektive Tatsachen.

Bezüglich des «nationalen Zusammenhalts» nun wirft diese Optik sofort die Frage auf, ob nicht der Anspruch an die Landesausstellung, Zusammenhalt oder Identität zu fördern, ja gar zu stiften, eine derartige Projektion sei – und damit letztlich unerfüllbar. Verbunden mit dem immensen Vorteil, in einem politisch legitimierten, von der Öffentlichkeit aufmerksam verfolgten Raum die Möglichkeiten und Grenzen der Willensnation evozieren zu können. Das nationale Fest, in dem der Alltag simuliert und übersteigert wird, als – sozial entlastend und animierend zugleich – nationale Fastnacht?

Eine solche Interpretation erklärt die hohen nationalpolitischen Ambitionen ebenso wie das – zumindest teilweise – Scheitern hochgeschraubter Schulterschluss-Hoffnungen. Zugleich entlarvt sie jene Kritik an der Expo, die von der nationalen Ausstellung erwartet, nationale Wunder zu wirken, als Masochismus oder Blauäugigkeit. Oder dann als Abwehrmanöver einer politischen Reaktion, die sich und dem Land nicht eingestehen will, dass das Wunder der Expo.02 bereits darin liegt, dass sie überhaupt stattfinden konnte. Und dass die eigentliche Arbeit am nationalen Zusammenhalt im Nachhinein zu leisten wäre, auf der Grundlage einer Vielzahl von Erfahrungen, die dem grossen, gemeinsamen Projekt zu verdanken sind oder ihm zumindest abgewonnen werden könnten.

Fünfte Erfahrung

Damit sind wir zurück am Ausgangspunkt dieser kurzen Vergewisserung. Die Expo.02 benötigt jenseits ihrer Produkte-Ästhetik und ihrer Erlebnisdimension eine Nachbearbeitung, die sich auf die Kräfte, Prozesse und Muster konzentriert, die darin wirksam waren. Ansätze zu einer solchen Nachbearbeitung

sind vorhanden! Aber sie müssen weitergetrieben werden. Schliesslich war die Expo bezüglich des nationalen Zusammenhalts selbst ein Modellfall; sie hat eine interkulturelle Zusammenarbeit erzwungen, die funktionierte, aber auch einiges an Irritationen hinterliess.

Denn: Die Expo hat – in erster Linie – den Romands und Deutschschweizern ein besseres und präziseres Gefühl für die Beschaffenheit und die Dimension der binnenkulturellen Problematik in der Schweiz mitgeben können. Dieses Gefühl ist jedoch nicht zu verwechseln mit einer grösser und produktiver gewordenen interkulturellen Reife. Im Gegenteil – wir haben uns innerhalb der Expo und um sie herum einiges an Unreife geleistet, die uns alarmieren müsste. Uns als Staatsbürgerinnen und Staatsbürger, aber auch uns als mündige und dennoch heimatbedürftige Subjekte in einer Zeit, die jeden Tag von neuem aufzeigt, dass der Sonderfall Schweiz höchstens noch ein besonderer Fall ist, aber kein Ausweis besonderer Qualität, und schon gar keine Entschuldigung für mentale Immobilitäten jeglicher Art.

Die Expo.02 als Absprungbalken demnach, und nicht als Ziel – zumindest in der Frage, die hier beschäftigt. Wer aber könnte eine solche Nutzung der Landesausstellung initiieren und weitertragen?

Das vielversprechendste Potenzial in dieser Hinsicht verkörpern, so meine ich, all jene, die an der Expo.02 direkt oder indirekt mitgearbeitet haben. Das weitgehende Milizprinzip selbst einer Landesausstellung bringt es mit sich, dass die Zahl der Mittäter gross ist, und dass dieses Expo-Netzwerk das gesamte Land überspannt. Fast alle darin verdanken der Expo Erfahrungen, die sie in dieser oder ähnlicher Form nirgendwo hätten machen können, auch nicht im Militär, das vor nicht allzu langer Zeit als eigentliche «Schule der Nation» gelten musste bzw. durfte. Diese Erfahrungen werden sich positiv auswirken, da bin ich mir sicher; in welcher Form das sein wird, ist allerdings kaum prognostizierbar.

Willkommen wäre eine Aufnahme der Expo-Lehren aber auch in einer weiteren gesellschaftlichen Öffentlichkeit, über den politischen Apparat hinaus. Ein Beispiel nur, wohin eine derartige Auswertung zielen könnte: Auf ein grundsätzliches Überdenken einer Subventionspraxis, die vergleichsweise einseitig dem kulturellen Austausch innerhalb der Hochkultur gilt, während die populäre Kultur, die ein breites und bezüglich Identitäts- und Kohäsionsaspekte ausserordentlich interessantes Publikum anspricht, meist leer ausgeht. Auch da aber

ist zum jetzigen Zeitpunkt, zwei Monate nach Ausstellungsende, noch unklar, ob die Expo.02 etwas bewegt hat oder bewegen wird.

Sicher ist nur eines: Harald Szeemann hatte Unrecht, als er seiner Expo-Ausstellung, die er im Auftrag der Schweizer Nationalbank auf der Arteplage Biel realisierte, den Titel gab: «Geld und Wert – Das letzte Tabu». Geld ist bei unsereins längst kein Tabu mehr, auch nicht in dieser Zuspitzung. Das letzte Tabu der Schweiz ist vielmehr das Feld der interkulturellen und intersprachlichen Differenzen. Hier darf – Berührungsangst hin, Palaver her – nicht sein, was ist, und hier muss als Fassade fortbestehen, was sich längst gewandelt hat. Anders bliebe die Kirche nicht im Dorf der Willensnation. Und etwelche Gremien, Kommissionen und Institutionen im Dienste des nationalen Zusammenhalts wissen sehr wohl zu unterscheiden zwischen ihrem offiziellen Auftrag und dessen föderalistischer Auslegung. Also wird mit vereinten Kräften der Deckel auf diesem Topf behalten – obschon die Suppe darin anbrennt.

[Literaturverweis] René Lüchinger, *Expo.02: Überforderte Schweiz. Die Landesausstellung zwischen Wirtschaft, Politik und Kultur*, Bilanz, Zürich, 2002.